

Gert Ueding · Jürgen Wertheimer (Hg.)

Zurück zur Literatur!

Streitbare Essays



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
unter *<http://dnb.dnb.de>* abrufbar.

ISBN 978-3-8012-0500-3

© 2017 by
Verlag J. H. W. Dietz Nachf. GmbH
Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn

Umschlaggestaltung: Antje Haack | Lichten, Hamburg

Satz:
Kempken DTP-Service | Satztechnik • Druckvorstufe • Mediengestaltung, Marburg

Druck und Verarbeitung: CPI books, Leck

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2017

Besuchen Sie uns im Internet: *www.dietz-verlag.de*

Inhaltsverzeichnis

Gert Ueding · Jürgen Wertheimer	
Einleitung	9
Gert Ueding	
Über die gegenwärtige Lage der Literatur	12
Jürgen Wertheimer	
Wozu Literatur?	26
Clemens Bellut	
»Als wär es keinem Ernst damit«	41
Otto A. Böhmer	
Ein Blick des Glücks	46
Zehra Çirak	
Schüler schreiben eigene Texte in der Schreibwerkstatt	56
Zsuzsanna Gahse	
Eingebildet	62
Franz Josef Görtz	
Meine Lehrjahre beim Papst	65
Karl Heinz Götze	
Die Literatur und die »größten Tendenzen des Zeitalters«	73
Nora Gomringer	
Das ist doch nicht nichts	87

Zurück zur Literatur!

Elke Haas

Leseförderung – zehnerlei Projektideen –
auf keinen Fall genug 91

Josef Haslinger

Notlagen der Literatur 106

Gerd Heinz

Lesen – Lust oder Last? 116

Reinhard Jirgl

Caliban im Spiegel, heimatlos 125

Joachim Kalka

Warum Literatur? Darum. 142

Gerhard Köpf

Querfeldreim 155

Leo Kreutzer

»Doppeltblicken« zwischen Literatur und Leben 164

Dagmar Leupold

Lebensmittel Literatur 171

Konrad Paul Liessmann

Was heißt und zu welchem Ende erwirbt man
literarische Bildung? 178

Jürgen Lodemann

Traumhaft Hertz 191

Ret'sepile Makamane

Rückkehr zur Literatur – Rückkehr zum Leben 194

Andrea Merger	
Arrgh, mein Herz – oder: wie Schülern die Literatur ausgetrieben wird	199
Herta Müller	
Denn so ordnet das Herz es an	206
Chetana Nagavajara	
Das Attentat auf die Literatur und ihre unspektakuläre Rettung	212
claudia ott	
»weltpoesie allein ist weltversöhnung« – friedrich rücker (1788–1866) als übersetzer	229
armin petras	
zurück zur literatur ...?	236
Hermann-Arndt Riethmüller	
Das Ende des Buchzeitalters?	237
Lothar Schöne	
Die Erotik des Lesens	247
Boualem Sansal	
Im 21. Jahrhundert wird Literatur – so verheißt es der heilige Orwell – Quantenliteratur sein ... oder gar nicht sein	253
Jan Snela	
Désœuvrement	257
Wole Soyinka	
DIE ZAUBERLATERNE: Literatur und ihre Komplizen.	264
Yoko Tawada	
Persönliche Überlegungen	282

Zurück zur Literatur!

Silvija Tretjakova

Wozu Literatur? 290

Ilija Trojanow

Die unerträgliche Schwere des Buches 299

Cornelie Ueding-Waehner

Theater – Kunst – Stücke 302

Dubravka Ugresic

Eine gefährdete Spezies 316

Alissa Walser

Wenn? Dann! 323

Jürgen Wertheimer

Jossi Wieler im Gespräch mit Jürgen Wertheimer 327

Dorothee Wieland

BOOK ARREST oder: Von Büchern, die gefangen nehmen 335

Die Autorinnen und Autoren 339

Einleitung

Die Idee

»Aber es sollte keinesfalls zu literaturlastig sein« merkte ein Verlagslektor im Hinausgehen noch an, nachdem wir eine halbe Stunde lang über ein Vorhaben gesprochen hatten, das ihn zu interessieren schien. »Literatur« so erklärte er beflissen, nachdem er den irritierten Blick seines Adressaten gesehen hatte, »Literatur schreckt die Leute einfach ein wenig ab.«

Er zuckte verbindlich lächelnd die Schultern: »Wenn es nach mir ginge, ich denke genauso wie sie. – Aber der Markt nimmt das einfach nicht an. Das seien Erfahrungswerte.« Das Gespräch war kein Einzelfall und es spiegelt eine grundsätzliche Erfahrung der letzten Jahre: Literatur wird geduldet – als Medium der Erkenntnis ernst genommen wird sie nicht.

In den öffentlichen Debatten hat sich der Beitrag der Literatur beinahe verflüchtigt, in den Medien ist sie eine Randerscheinung geworden, und zunehmend verzichten sogar die Bildungsinstitutionen auf sie. Noch bis ziemlich weit über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus schuf der Literaturunterricht an Schulen und Hochschulen eine manchmal mehr, manchmal weniger solide Grundlage für das öffentliche und oftmals streitbare Gespräch über Literatur. Er schuf damit im Verein mit Kritik und verlegerischem Engagement jenen

Humus der Erkenntnisse und Interessen, ohne den es keinen Gemeinsinn geben kann und die politische Diskussion zum Austausch von Formeln, Klischees und Werbesprüchen verkommt.

Aus dem Deutschunterricht wurde die Literatur bis auf eine Handvoll noch dazu zweifelhafter Titel gestrichen, in einem der größten Schulbuchverlage kann der Lehrer Schillers »Räuber« als Comic ordern, in einem anderen wird »Wilhelm Tell« in aktuelle Umgangssprache übersetzt angeboten: da blieb kein Wort auf dem anderen, vom Vers ganz zu schweigen. Eingezwängt zwischen Medien – und Kulturwissenschaft fristen »Literaturwissenschaft« und »Germanistik« auch an den Universitäten mittlerweile ein dürftiges Dasein. Die Folgen kann man in allen Lebensbereichen studieren. Die zunehmende Unterdrückung der literarischen Dimension unserer Kultur gefährdet die Erinnerung an die Vergangenheit, an deren Einsichten, an Schrecken und unerfüllt gebliebene Hoffnungen. Sie läuft auf eine Unterdrückung der Geschichte hinaus. Auf dem Historikertag 2016 kritisierten dessen Teilnehmer daher »den beklagenswerten Zustand« ihres Unterrichtsfaches und die »Eventisierung« der Geschichte, die historisches Bewusstsein verhindert. Kaum anders ergeht es der Literatur. Das Schreckbild einer Gesellschaft ohne Literatur, einst Thema negativer Utopien, ist uns sehr dicht auf den Leib gerückt.

Für alle, die die Literatur lieben und von ihrer unersetzlichen Bedeutung für unser öffentliches und privates Leben überzeugt sind, sind das unerträgliche Befunde und Erfahrungen. Aber nicht, weil wir dadurch bloß einen Niedergang vertrauter Bildungstraditionen befürchten, soll hier nachgefragt und nachgehakt werden. Wir sind auch nicht blind für den blühenden Markt an Bestsellern, Blockbustern, Megasellern oder an Literatur- und Entertainmentevents, die eine eigene Form der Bedrohung literarischer Reflexion darstellen.

Weit beunruhigender aber erscheint uns die Tatsache, dass mit dem Verlust der Text- und Lesekompetenz auch die Fähigkeit bedroht ist, in komplexen und ambivalenten Zusammenhängen zu denken und zu empfinden. Reduktion auf »das Wesentliche«, die Ideologie der »Überforderungsvermeidung«, Überflutung mit kontextlosen Bildern – all dies sind Strategien der Sinnverkürzung, des eindimen-

sionalen Denkens und der politischen Sterilisierung. Auch eine umfassende Schulung dessen, was man »Möglichkeitssinn« nennen könnte, geht mit dem Verzicht auf Literatur verloren und damit eine wichtige Waffe im Kampf gegen Fundamentalismen jeder Couleur. Die Ursachen, Folgen und mehr oder weniger bewussten sozialen Absichten der Unterernährung, gar Unterdrückung der Literatur sollen in diesem Buch ebenso diskutiert werden, wie mögliche Vorschläge zum Widerstand gegen den hier nur in Stichworten umrissenen Niedergang. Wir haben Schriftsteller und Kritiker, Verleger, Buchhändler, Theaterleute und Lehrer, Wissenschaftler und Medienpraktiker zur Mitarbeit eingeladen, denn sie alle sind betroffen und vermutlich an einer Umkehr der Verhältnisse interessiert. Sie reagierten auf sehr unterschiedliche Art und Weise: die Positionen pendeln zwischen spielerischer Eigensinnigkeit und dem Wunsch nach politischem Engagement hin und her, der Ton der einzelnen Aussagen schwankt zwischen existentiellern Bedürfnis und witzigem Aperçu, Artistik und Bekenntnis. So entstand zwar kein Programm, doch eine breite Palette von Möglichkeiten, ein Mosaik der Vielgestaltigkeit des Phänomens der Literatur als autonomer, individualisierender, kreativer Ressource in Zeiten technokratischer Normierung und Standardisierung.

Auch in orthografischer Hinsicht sind die Texte unterschiedlich gestaltet. Wir haben hier bewusst nicht eingegriffen, um den individuellen Charakter der einzelnen Texte zu erhalten.

Januar 2017

Die Herausgeber

Andrea Merger

Arrgh, mein Herz – oder: wie Schülern die Literatur ausgetrieben wird

»Arrgh! Mein Herz ...« – Abiturienten künftiger Jahrgänge werden in diesem Ausruf unschwer ein Zitat aus Schillers »Räubern« erkennen, Vater Moor nämlich, den »von einem Herzleiden geplagten Vater«, der hier auf einen fingierten »Brief von Karls Vermieter in Leipzig« reagiert. Es wird die Generation Schüler sein, die man dort »abgeholt hat, wo sie stehen«, um eine Lieblingsfloskel wohlmeinender moderner Didaktiker zu benutzen, abgeholt z. B. von der Reihe »Klassiker trifft Comic« des Klett-Verlages, der damit wirbt, dass »Bilder mehr sagen als Worte« (sic!) und also konsequent »berühmten Literaturklassikern ein nagelneues Konzept verpasst, mit dem Sie (gemeint sind die abholenden Lehrerinnen und Lehrer) Ihren Schülern ein Lächeln ins Gesicht zaubern«. Nicht genug damit, dürfen die lächelnden Schüler dann auch ihre weitere Lektüre selbst organisieren, wenn die Aufgabenstellung kurz danach lautet, zu entscheiden, ob der Vater diesen »Brief zerreißen« oder »seinem intriganten jüngsten Sohn Franz blind vertrauen« soll. Je nachdem, dürfen sie auf einer anderen Seite des 32 Seiten umfassenden Comics weiterlesen. Schiller interaktiv, »humorvolle Zeichnungen« »vermitteln die Handlung«. Herzzerreißend, in der Tat, für alle, die es noch ernst meinen mit der Literatur.

Aber wie lange wird es diese Leser noch geben, in der Schule, in der Lehrerausbildung, im Studium?

Wenn Kandidaten im ersten Staatsexamen (demnächst: Master) der *Neueren deutschen Literatur* auf ihrer eingereichten Literaturliste »Emilia Galotti« stehen haben und dann, nach mühseligem Herumstochern in der Prüfung, auf die Frage, wann sie denn das Stück zuletzt gelesen hätten, völlig unbedarft und offen antworten können: »in der Schule«, nur um mit einer Zwei zufrieden den Raum verlassen zu dürfen, und wenn später Referendare, die ihren Schuldienst antreten, ebenso skrupellos um einen Lehrauftrag beim begleitenden Lehrer in der Oberstufe bitten: »aber bitte keine Literatur!«, dann kann einem bange werden um die literarische Bildung ihrer Schüler. Es werden die Lehrer sein, die den Zugang über die Schwundstufe Comic wahrscheinlich »voll cool« finden und sich auch nicht daran stören werden, wenn Kompetenzvorgaben wie »Vom ersten Leseerlebnis zum Basissatz kommen« oder »ein Gedicht aussuchen« oder auch »das Nachrichtenmodell anwenden« als Überschrift die Zweckorientierung vorgeben, bevor gelesen werden darf.

Wohin ist das gute alte »Lesebuch« verschwunden, das dem »Sprachbuch« zur Seite stand? Warum darf nicht mehr einfach nur Literatur nach Epochen geordnet angeboten werden oder nach Gattungen, ohne didaktisierte Zwecküberschriften, die ihr nur einen Gebrauchswert zubilligen? Statt einem »Lesebuch« hält man nun »Deutsch.kompetent« in Händen oder »Deutschzeit« (sic!), das damit wirbt, die Ausdrucksfähigkeit zu schulen und auf dessen Werbeprospekt die Lehrer zu einer website eingeladen werden, die ihnen zum Schnuppern ein »optimales Meeting Erlebnis« verspricht.

Die Kompetenzausrichtung spiegelt sich dann in Korrekturhandreichungen wider, nach denen Deutschlehrer Aufsätze an Beurteilungsrastern entlang korrigieren können: »Basissatz vorhanden ja/nein«. So sehr Kompetenzraster scheinbare Sicherheit vermitteln und Zeit sparen helfen, so sehr gehen sie doch jedem geschriebenen Wort gegen den Strich. Natürlich brauchen wir Kriterien für die Vergleichbarkeit von Anforderungen. Es gab sie immer. Und jeder belesene und sprachfertige Deutschlehrer konnte sie anwenden. Aber Litera-

tur und das Schreiben über sie ist nie vollständig operationalisierbar und das Verbleibende ist nicht ein Rest, sondern ihr eigentliches Wesen.

Und so taugt auch eine Hinführung nichts, die Klarheit durch plakative Verbildlichung zu schaffen meint, wo gerade die Komplexität die wesentliche Aussage ist.

Wo bleibt das Erschrecken über die Tragödie zweier feindlicher Brüder und missverstandener Vaterliebe, wo bleibt die Erkenntnis der Unversöhnlichkeit von unreflektiertem genialischen Gefühlskult und kalt berechnender Verstandeswelt, wo das Verständnis für die Gegenbildlichkeit von Sturm und Drang und Aufklärung, wenn Franz verspricht: »lass mich das kurz für dich erledigen, Paps«, Karl »nur Partys im Kopf« hat und Amalia vorgestellt wird als eine, »die schon lange mit Karl zusammen ist«?

Nichts gegen methodische Ansätze, die Schülern kreative, motivierende Wege zur Literatur eröffnen, dabei aber dem Niveau des Gegenstandes entsprechen, wie zum Beispiel Thomas Kopfermann mit seinem »Produktiven Verstehen von Literatur«.

Wenn Schüler einen Gegencharakter zu Gretchen schreiben, begreifen sie über die Vielfalt ihrer Antworten, von der »zornigen Maggy« über den »zynischen Vamp« bis zur »emanzipierten Gefährtin«, erst die Vielschichtigkeit des Charakters und zugleich seine Historizität. Mit Kleists »Amphitryon« lernen sie sich selbst zu befragen: »Wer bin ich?« und erleben die Verstörung einer allzu fraglosen Selbstgewissheit, sie erfahren mit Claire Zachanassian, wie eine zynische Inszenierung eine ganze Kleinstadt zur Lynchjustiz verführt, wenn sie dazu aufgefordert werden, ihr im Klassenzimmer den Prozess zu machen. Thomas Bernhard, dieser unangefochtene Meister der Schimpftirade, lädt sie dazu ein, sich selbst auszuprobieren und sich über ein eigenes Überdrusserlebnis nach Herzenslust sprachlich auszutoben. Da werden dann wie mit dem Teppichklopfer Begriffe bearbeitet, die für eigene Reizthemen stehen: der Weihnachtsmarkt etwa oder der Faschingsfrohsinn, die Schüler nennen ihre Texte »Der Geburtstag. Eine Tortur« oder »Der Sinn. Eine Verwirrung«; oder sie schreiben mit Kafka einen Brief an eine eigene, die Kindheit

überschattende Autorität. Sie diskutieren, ob Faust ein Schuft ist oder doch ein außergewöhnlich Irrender, lernen mit Medea wie Raserei aus Enttäuschung entsteht und beginnen mit der Frage, wieviel Danton in Büchners Robespierre steckt, sich selbst zu fragen, was es ist, das uns zu Bösem treibt. Sie versuchen, sich durch eine Montage der eigenen Stadterfahrung Franz Biberkopfs Kopf zu nähern oder sie transponieren diese Angst vor der Überwältigung in der modernen Welt in ihre eigene unübersichtliche Gegenwart mit den tausenden Studienangeboten oder der viel propagierten Wertediffusion.

Aber sie müssen der Literatur selbst begegnen dürfen und ihrer Sperrigkeit, sie müssen sie erobern lernen. Und sie wollen das auch – schon Platon analysierte den fatalen Irrtum, durch Anbiederung die Sympathie von Schülern gewinnen zu wollen und verspottete die Pädagogen, die zu viel Nähe suchen und dafür Verachtung ernten. Die Jugend will sich abgrenzen von den Alten, in Sprache, Stil, Kleidung und Verhaltensweisen; jedes neu etablierte Piercing in einem bürgerlichen Nasenflügel muss wieder übertroffen werden durch ein getunneltes Ohrläppchen, jedes »Abholen« verkommt mit schöner Regelmäßigkeit zu einem Hinterherhecheln auf immer schwächerer Brust. Was für ein enttäuschendes Bild von ihr spiegeln wir unserer jungen Generation, wenn wir meinen, ihnen Literatur nur *light* und häppchenweise oder in geglätteter Sprachversion verabreichen zu dürfen, wie etwa in der unsäglichen Reihe »*einfach klassisch*« des Cornelsen-Verlages, der Wilhelm Tell anstelle von »ein jeder zählt nur sicher auf sich selbst« (I,3) in völliger Verkennung der rhythmischen Wirkungsdimension des Blankverses und ohne jede Verständnisnot sagen lässt: »ein jeder kann sich nur auf sich selbst verlassen«, oder Ruodi statt: »Da ist der Tell, er führt das Ruder auch« (I, 3), nun: »Da ist der Tell, der kann gut rudern« usw.

Was ihnen an Kafka so gefalle? Meine Schüler hatten ein klare Antwort für mich: das Offene, das Rätselhafte, dass er so unausdeutbar ist. Sie möchten gerne mehr davon. Diese untergründige Demontage aller Deutungshoheit scheint ihrem Lebensgefühl am Rande der Kindheit zu entsprechen. Und Kleists »Allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden« finden sie zwar »echt schwer« zu

lesen, aber es verblüfft sie, wie man einer solchen Alltagserfahrung so viele Seiten widmen kann, und dass da einer etwas so zielsicher aufspießt, was man selber wohl einmal gespürt hat, aber nie in Worte fassen könnte.

Vertrauen wir ihnen, ihrer Neugier, ihrer Bereitschaft sich anzustrengen und vertrauen wir der verführerischen Kraft der Literatur. Natürlich betonen sie zunächst einmal Homer auf der ersten Silbe, Papa Simpson im Kopf – und sie kritisieren das Genus in Fausts Ausspruch »Da steh ich nun, ich armer Tor«, *das* Tor müsse es doch heißen ...; auch versperrt ihnen die völlige Unkenntnis von Wörtern wie »Kahn«, »hold« oder »himmelan« den Zugang zu Goethes »Auf dem See«. Ihre Wortschatzkammern sind gefüllt mit neudeutsch schepferndem Blech. Aber wenn man sie entführt, zum Beispiel in die Stollen lutherischer Wortschöpfungskunst, fangen sie selbst an zu erfinden und warten auf mit Begriffen wie »verblümt« zu »unverblümt« oder »Gezeda« für den Streit um ein Abkommen mit Kanada.

Es kann im Literaturunterricht der Schule nicht darum gehen, die klassischen Werke so lange platt zu klopfen, bis sie mit Flipflops begehbar wären. Nur im Literaturunterricht, in der Bildenden Kunst und in der Musik haben Schüler die Chance, Bekanntschaft mit ihrer kulturellen Identität zu machen und eine Ahnung von der wechselvollen Bildungsgeschichte zu bekommen, deren Ergebnis wir sind.

Dass Mythen den Anfang der Geschichtsschreibung setzten und unsere Geschichte also immer eine erzählte ist, ist gerade heute wieder ein Thema der Historiker, wie der letzte Historikertag in Hamburg zeigte. Und auch dort beklagte man den Verfall der Bildung in der Schule in Form von Kürzungen im Geschichtsunterricht und die »Ignoranz der Lehrplan-Konstrukteure«, wie Rudolf Neumaier es in seinem Bericht in der SZ vom 24./25. September bezeichnet. »Fenster zur Welt« werden geöffnet, schön, aber über dem synchronen Blick auf Geschehnisse weltweit und dem Galopptritt durch die Epochen, der sich aus Zeitgründen notwendig daraus ergibt, geht der Blick für die Chronologie der eigenen Geschichte und ihr kritisch zu sehendes Bedingungsgefüge verloren. Wer verstünde dann noch Büchners Seufzer über den »Fatalismus der Geschichte«?

In der Literatur wird national Spezifisches, ob schmeichelhaft oder nicht, und zeitlich Relatives sinnlich erfahrbar. Wenn wir aus falsch verstandenem Gefühl der Pflicht zu didaktischer Reduktion der Literatur ihre Fremdheit nehmen, sie modernisieren – oder gar nur noch zeitgenössische Werke lesen, wie der Trend zum Jugendbuch in der Unter- und Mittelstufendidaktik zeigt, bleiben wir mit den Schülern in den Kinderspielzimmern und sie erfahren nie, dass ihr Lebenshaus einen spannenden Keller hat. »Tschick« von Wolfgang Herrndorf ist ein Bestseller geworden, »Nichts« von Jane Teller ersetzt den, der auszog das Gruseln zu lernen, auf ziemlich brutale Art – diese Bücher haben ihren Reiz, aber wenn Schüler, die sich aus eigenem Antrieb sprachlich verbessern wollen und nach Modellen suchen, dann zu solchen Werken greifen, weil sie immer noch meinen, in der Schule Gelesenes müsse ja auch stilistisch förderlich sein, dann werden Wendungen wie »kein Bock« und »eh langweilig« und dergleichen in gutem Glauben für salonfähig gehalten.

Auch das Primat der Methodik vor den Inhalten, das die Didaktik der letzten Jahre bestimmt hat, hat das Heranwachsen von Lesern mehr verhindert als gefördert. Natürlich war es wichtig, mehr Wert auf Präsentationsformen zu legen, Referate haben sich seither verbessert, aber im Zuge der Orientierungen an den zunächst so genannten »Schlüsselfunktionen«, einem Begriff aus der Wirtschaft, der deutlich zeigt, welche ökonomische Zweckausrichtung der Schulbildung hier intendiert war, lief Literatur Gefahr, zum *fitness center* für Kompetenztrainees zu verkommen. Neuere Tendenzen in der Bildungspolitik und die in Baden-Württemberg postulierte Rückkehr zum »Kerngeschäft« des inhaltsorientierten Unterrichts, als Reaktion auf erschreckende Ergebnisse in Bildungstests, gleichen diese Schiefelage hoffentlich wieder aus.

Die Beschäftigung mit Literatur hat ihren Zweck in sich selbst, kein Operator kann je abbilden, was passiert, wenn gelesen und über das Gelesene gesprochen oder mit dem Gelesenen kreativ, inszenierend umgegangen wird. Und doch geschieht hier ungeheuer Vieles. Die Literatur ist ein »Kramladen des Glücks«, in dem jeder etwas

findet, der zu stöbern gelernt hat. Sie ist das unvoreingenommenste Inklusionsinstrument überhaupt, das wir besitzen, denn sie spricht mit jedem, der sich nur auf sie einlässt. Sie will aber umworben sein und noch (!) haben wir Lehrer, die begeisterte Leser sind und Lust auf sie machen. Was wir brauchen sind Bildungspolitiker, die genauso stark in sie investieren wie in die Medienbildung. Neben dem in Baden-Württemberg eingeführten »Basiskurs Medienbildung« wäre ein Basiskurs »Lesen« mindestens so lohnend.

In meiner Schule, dem *Hölderlin-Gymnasium* in Heidelberg, ist auf Wunsch der Schüler ein »Ruheraum« eingerichtet worden. Dort darf man sich aus dem Trubel des Schulbetriebs ausklinken, zu sich kommen und: lesen. Der kleine Raum ist hoffnungslos überbucht.

Wole Soyinka

DIE ZAUBERLATERNE: Literatur und ihre Komplizen.

Eilmeldung!!!

Der Lander Philae der Europäischen Weltraumorganisation hat Raumfahrtgeschichte geschrieben, indem er erfolgreich die Oberfläche des Kometen 67P/Churyumov-Gerasimenko erreichte. Die Landung um 11:03 Uhr mitteleuropäischer Zeit wurde von Begeisterungstürmen im Leitstand in Darmstadt, Deutschland, begleitet.

Philae ist die erste Sonde, die auf einem Kometen landen konnte.

Es sei den Lesern dieses Textes verziehen, über die Frage nachzudenken: Was hat dieser Dramatiker mit Weltraumraketen am Hut? Sie wären noch viel erstaunter gewesen, hätten Sie ihn vier Tage zuvor beobachtet: Am Heathrow Airport auf seinen Lippen herumkauend während er die Chancen für den Erfolg oder das Scheitern der zehn Mondjahre zuvor in den Weltraum abgeschossenen Philae-Sonde verfolgte, als sie sich im finalen Landeanflug auf den Kometen 67P befand – in diesem kritischen Moment, in dem die Harpunen sich an der Sonde festmachten, sah es so aus als würden die Anker nicht »schießen«. Der Unterschied zwischen Ankern und Harpunen

interessierte ihn nicht im Geringsten – nach allem, was er verstand, war etwas schief gegangen und er tyrannisierte nun leise seinen Begleiter, die Gottheit Ogun, der er alle Weltraum-Wagnisse zugewiesen hatte, zu reparieren was auch immer es war, damit er diese Ersatzbefriedigung genießen konnte; damit er sehen konnte, wie ein von Menschenhand gefertigtes Objekt sich an einem Himmelskörper fest macht, der sich geschätzt 2,5 Meilen in den Tiefen des Alls befand. In einem Duett tanzten sie daraufhin zu zweit mit einer Geschwindigkeit von 84.000 Meilen pro Stunde durch den Kosmos. 311 Millionen Meilen, um mit einer dieser seltenen Erscheinungen zusammenzutreffen, die im Funkenregen über den Himmel schießen; ein Phänomen, das Dichter, Weise und Träumer inspiriert hat, das dem Füller des ewigen Dichters William Shakespeare die zugegebenermaßen feudalistischen Zeilen entlockte:

When beggars die, there are no comets to be seen
The heavens themselves blaze for the death of princes ...
[Kometen sieht man nicht wenn Bettler sterben,
der Himmel selbst flammt Fürstentod herab]

Aber bedenken Sie nur die Veränderung! Die Hände im Leitstand auf der Erde, in Darmstadt, könnten von Bettlern, Obdachlosen, Bauern, Fabrikarbeitern, Unteroffizieren, blaublütigen Adligen oder anderen abstammen. Genauso verhält es sich mit den Händen, die träumten, entwarfen, bauten und denen, die die Mikro-Präzisionslaufbahn des irdischen Objekts aufstellten, das diese historische Reise antrat, um mit dem glühenden Körper zu verschmelzen; dem Kometen auf seiner eigenen Reise zur Vereinigung mit nichts geringerem als dem majestätischen Gestirn, das dem Sonnensystem seinen Namen gab, dem Lebensspender des Planeten, den Sie und ich bewohnen – der Zaubervlaterne des gesamten Universums – der Sonne!

Und jetzt lade ich Sie ein, eine Runde mit mir zu gehen – angefangen dort, wo alles beginnt: in den mysteriösen Räumen der Kindheit. Außer man kam aus einem besonderen Zuhause – meistens

Missionsheime oder Häuser von »kolonialen Aristokraten« – gab es in den meisten traditionellen afrikanischen Gesellschaften kein Kinderspielzimmer, keinen Raum, der bis an die Decke vollgestopft mit dem neuesten Spielzeug ist. Man wird vergeblich nach Prototypen heutiger Sticker-Sets suchen, nach frühen Modellen von Rubik's Cubes, nach mechanischen Puppen, oder nach Spielzeugautos, Lokomotiven, Bussen und so weiter und so fort. Sehr selten Bilderbücher, keine umrahmten Leerstellen in Postkarten und bunte Karten, keine batteriebetriebenen Mini-Bilderrahmen die eine exotische fiktionale Welt projizieren – nichts von alledem woraus das ästhetische Empfinden eines Kindes geformt wird. Die meisten unserer Haushalte waren derlei exotischen Schnickschnacks komplett beraubt.

Nichtsdestotrotz wäre es richtig zu behaupten, dass wir ihn doch auch besaßen – und noch viel mehr. Wir besaßen ihn, denn die Kindheit war, ist, und wird auch immer die autonome Republik der Illusion und Fantasie bleiben. In dieser Traumwelt ist alles möglich. Es gab vielleicht keine physischen Spielzeuge, aber: uns mangelte es nicht an Vorstellungskraft – und dieser ursprüngliche Bereich, die Fantasie, ist das Spielzimmer des Kindes, der Speicher für ungewöhnliche Geschöpfe und Dinge, die sich mit dem Erwachsenwerden langsam auflösen. Irgendwann verschwinden sie komplett – vor allem – unter der schieren Last des Überlebens und/oder den vorgeschalteten Forderungen seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Einige wenige, wirklich nur eine Handvoll, konvertieren diese verhasste Notwendigkeit in ein Instrument, das sich selbst neutralisiert – will heißen, sie zwingen der Vorstellungskraft eine Aufgabe ab, die ihnen einen kreativen Broterwerb ermöglicht ... also mehr oder weniger – Schriftsteller, Musiker, Dichter, Maler, Designer etc. – wenn das mal keine dichterische Rache ist!

Was mich angeht, kratzte meine Kindheit am Randbereich dessen, was ich eben beschrieben habe. Wir lebten auf einem Missionsgelände und daher besaßen wir ein paar dieser rudimentären Spielzeuge oder fanden sie manchmal in anderen Häusern vor. Ich erinnere mich, dass wir Spielzeugsoldaten hatten; fast nie zahlreich genug, um auch nur ein kleines Gefecht zu inszenieren – geschweige denn einen

richtigen Krieg im großen Stil – aber dreimal dürfen Sie raten, was passierte! Die Fantasie füllte die Lücke. Wir begnügten uns nie damit, was diese Spielzeugfiguren im wahren Leben verkörpern sollten. Stattdessen schöpften wir das transformative Potential der bunten Miniaturmännchen aus, um ihre physischen Grenzen, ihre dauerhaft eingefrorenen Gesichtsausdrücke und Körperhaltungen zu überwinden. Wir änderten ihre vorgegebenen Persönlichkeiten ab, um die Geschichten und Heldentaten, von denen wir gehört oder gelesen hatten, zum Leben zu erwecken. Wie ich mich heute daran erinnere, waren diese in Bonbon-Dosen gesteckten Spielzeugfiguren Anregungen für die Fantasie, die immer mit der Durchreise einer mysteriösen Tante auftauchten – eine weitere Quelle grenzenloser Spekulationen – die von Zeit zu Zeit in unser Haus herein- und wieder hinausfegte und damit unsere Fantasie noch weiter befeuerte. Die Geschenke, die sie der Familie mitbrachte, waren genauso außergewöhnlich wie ihr Name – »Dot«. Was für eine Enttäuschung es war, wie unsere Welt beinahe zusammenbrach, als wir herausfanden, dass »Dot« nicht ihr richtiger Name war, sondern eine Kurzform für einen geläufigen Yoruba Namen – »Dotun«. Wir nannten sie lieber »Dot«, wie ein Punkt auf einer Karte im Atlas, wie ein Satzzeichen ohne Dimension; ein Name voller unergiebigter Beschwörungen, erfüllt mit dem Hauch und den Gerüchen jedweden Landes, das wir uns um dieses kleine Wesen herbeizaubern konnten, das uns mit Bonbons, Toffees oder Pfefferminz versorgte und so unseren gleichmäßigen Alltag mit dem Außerordentlichen und Fremden versetzte.

Naja, wir haben die Bonbons aufgegessen und die Spielzeuge behalten. Sie bekamen Namen und Eigenschaften, die sich mit den Kontexten, die wir uns selbst ausdachten, veränderten. So konnte zum Beispiel während eines Spiels ein Schlagzeuger, der in eine Uniform aus dem Krimkrieg gekleidet war, in Yarinbo verwandelt werden, die Frau von Ijapa, die unbändige und unendlich listige Schildkröte, nur um am darauffolgenden Tag zum Riesen Goliath zu werden. Unsere Vorstellung kannte keine Grenzen. Rollen konnten aufgrund der Farben oder Kleidung bestimmt werden, aber meistens folgten sie aus willkürlichen Zuweisungen: Wir zwangen sie genau

das zu werden, was momentan gebraucht wurde. Sogar als wir darüber stritten, wer welche Figur bekommen oder spielen sollte, formten wir sie zu dem um, was wir wollten und spannten sie ein wie ein Charakter aus einer Erinnerung oder Erfindung. Ich kann nicht wirklich sagen, dass sie viel zu meinem ästhetischen Rüstzeug beigetragen haben, obwohl es oft die Farben der Kleidung oder die Posen ihrer Träger waren, die den Streit um den Besitz entfachten.

Es gab jedoch eine Ausnahme; ein Spielzeug, das herausstand. Das kam nahe an das heran, was ich als meine prägendste Begegnung mit Formen und Farben als eigenständige Einheiten in der visuellen Ordnung unseres Universums bezeichnen würde. Dieses Instrument war das Kaleidoskop. Wegen der schnellen, wirklich verwirrenden Entwicklung moderner Spielzeuge – Walkmans, Videospiele etc. – hin zur Freizeitgestaltung wie auch hin zu funktionellen oder edukativen Werkzeugen ist es gut möglich, dass einige von uns nicht mehr wissen, was dieses Objekt war und wie es funktionierte – falls es uns überhaupt einmal begegnet ist. Lassen sie mich jedenfalls, da sich wahrscheinlich jedes Modell von anderen in verschiedenen Teilen der Welt unterscheidet, unseres beschreiben.

Es sah genauso aus wie ein Teleskop. Man hielt ein Auge gegen die Linse und drehte sanft den röhrenförmigen Rahmen. Durch diese Rotationsbewegung formieren sich die verschiedenen Farbfolien und verschieben sich wieder in ihre vielfältigen Gestalten – Dreiecke, Rechtecke, Kegel, Rauten und Ovale, die sich in allen möglichen Farben des Spektrums aufbauen, übersteigen, wieder herabstürzen und sich dabei in unendlichen Variationen und Kombinationen miteinander abwechseln – eine endlose Kaskade von sich überschneidenden Farbabgrenzungen, linearen, kegelförmigen, scharfkantigen oder abgeschrägten Formen, getönt in endlosen Abstufungen und Nuancen. Im Kaleidoskop konnte die Fantasie wirklich schrankenlos entfesselt werden. Man konnte frei Türme, Früchte, Kathedralen, Hausdächer, Marktstände, Meere, Berge und Täler, sogar Gesichter entdecken – so wie das eine aus meinem geistigen Fotoalbum voller ikonischer Figuren, der Priester, den alle »Cannon« nannten und der genauso aussah wie sein Namensvetter: die gusseiserne, zylinder-

förmige Waffe, die Kanonenkugeln schießt. Die Imagination war freigesetzt, auch wenn sie von diesen farbigen Glassplittern, die auf magische Weise in der Röhre begraben waren, erst in die Existenz gezwungen wurde. Natürlich fand ich erst viel, viel später heraus, dass die Magie so funktionierte – nur zerbrochene Stücke farbigen Glases, die rotierten, herunterfielen und wieder nach oben kletterten, wenn man langsam den Behälter drehte.

Unser Ausflug geht weiter und führt uns in ein neues Wunderzimmer. Als ich noch in der Grundschule war, der Verstand noch immer vom Kaleidoskop beherrscht, kam ein wandernder Gaukler in unsere Schule mit etwas viel Besserem – der Zauberlaterne. Also, so nannte man es – die Zauberlaterne. Wir mussten die hölzernen Jalousien schließen, um für die Vorstellung, die aus auf einen Bildschirm projizierten Dias bestand, das Klassenzimmer zu verdunkeln. Die Vorführung begann. Diesmal ging es nicht darum, Bilder aus Formen herbeizuzaubern; die Imagination spielte kaum eine Rolle – die Bilder waren bereits fertig – und nur in schwarz und weiß. Keine Farben. Die Dias hatten all die Arbeit verrichtet. Berge. Flüsse. Wasserfälle. Seen. Angelegte Parks. Es hatte mehr etwas von einer Geographie-Stunde – nur ohne, dass die Dummköpfe mit dem Rohrstock bestraft wurden. Es wurden vorwiegend Wahrzeichen des kolonialen Heimatlandes gezeigt – der Buckingham Palace. Der Big Ben. Der Tower of London. Die Kathedrale von Canterbury. Das House of Parliament. All das war sehr weit weg von der Realität des Publikums, aber diese koloniale Distanz wurde mit Hilfe von Gesichtern überbrückt – meistens ehemalige Könige und Königinnen. Entdecker. Missionare. Es gab auch Fotos von der zeremoniellen Wachablösung vor dem königlichen Palast.

Dankenswerter Weise wurde uns aber noch mehr gezeigt als nur diese festen Bestandteile kolonialen Inventars. Wir sahen exotische Dinge aus verschiedenen Ländern. Ich bin mir jetzt nicht mehr sicher, aber ich glaube, dass die Show der Zauberlaterne auch die Sieben Weltwunder beinhaltete. Krieger. Herrscher. Berge. Sicherlich die Taj Mahal. Einen Dom, Ein Minarett. Die Kaaba. Irgendetwas anderes aus Jerusalem. Warum bin ich mir mancher dieser spezifischen

Orte plötzlich so unsicher? Das Gedächtnis hat sicher etwas damit zu tun, aber ich denke es ist eher weil in vielen Fällen die persönliche Überlagerung fehlt. Ich hatte diese Orte gesehen – das heißt, eine bestimmte Version davon – in dem alten, rudimentären, unspezifischen Bilderjongleur: dem Kaleidoskop einer sich drehenden, vielfarbigen Fantasiewelt aus Glas. Es schien als wären diese neuen Realitäten unfertig und unausgeformt in den alten enthalten gewesen; in der früheren Begegnung mit dem Kaleidoskop war die Imagination eingesprungen und hatte die Bilder vervollständigt, ja hatte sogar neue Bilder erfunden.

Fantasie, ja, aber auch Fantasie entsteht aus tatsächlich erfahrenen Realitäten; es gab bereits bestimmte visuelle Einflüsse auf diese noch nicht fest umrissene Behausung des Stillebens. Hier ein Beispiel aus meiner Kindheit, AKE. In die anglikanische Kirche, in die wir Kinder jeden Sonntag pflichtgemäß gebracht wurden, waren Kirchenfenster aus Buntglas eingelassen mit Porträts der ersten Missionare – und eine Abbildung von St. Peter, nach dem die Kirche benannt war. Das Kaleidoskop war daher wie ein unermüdliches, dreidimensionales Gehäuse für die zweidimensionalen Buntglas-Porträts – und daher ein Brutkasten für die dort hineinprojizierten Umriss und Formen, die auch menschliche Gestalt annehmen konnten. Deshalb wurde und blieb für mich diese erste Erfindung, das unentwickelte Kaleidoskop, die wahre Zauberlaterne – in Großbuchstaben. Die andere, die von dem reisenden Gaukler als *die* zauberlaterne beworben wurde – versuchen Sie das in Kleinbuchstaben zu lesen – war für mich nie so voller Wunder, voller Möglichkeiten wie dieser erste röhrenförmige Bienenstock voller herumschwirrender, dynamischer Formen und Farben, die sich nach eigenem Gutdünken veränderten und denen ich meine eigens heraufbeschworene Realität aufdrücken konnte – ja, eingeschlossen sogar Gesichtsausdrücke, Gesten und Körperhaltungen. Es war genau das Gleiche wie wenn Erwachsene – angeblich vernünftige Wesen – sich bekreuzigen, wenn sie in den Himmel schauen, einige sogar regelmäßig so weit gehend, dass sie behaupten, sie hätten das Gesicht Gottes in den Wolken oder in einem beleuchteten Kirchenfenster gesehen!

Im Gegenteil, die zauberlaterne – Kleinbuchstaben! – wurde programmiert, festgeschnürt, versiegelt und geliefert. Dahinter steckte kaum – oder sogar gar keine – Magie. Ich fühlte mich bestätigt, als ich schließlich herausfand, dass sie eigentlich eine andere, passendere Bezeichnung hatte – der Projektor. Oder spezifischer – der Diaprojektor. Das Kaleidoskop blieb jedoch die wahre Zauberlaterne, ein endloser Speicher voller Bilder, während die möchte-gern-zauberlaterne lediglich zu einem mechanischen Gerät herabgestuft wurde – außergewöhnlich, ja, aber nicht magisch.

Ich sollte an dieser Entwicklungsstufe aufhören, weil ich vorsichtig sein muss, nicht die zweckmäßige Wichtigkeit dieser letzteren Erfindung, des Diaprojektors, zu untergraben.

Unter anderem gehen seine nun unerlässlichen Verfeinerungen am Laptop – bekannt als Power Point – daraus hervor: Sozusagen »digitale Folien« werden auf einen Bildschirm projiziert – nicht einfach nur Bilder, Karten, Graphiken und Statistiken etc., sondern sogar Wörter – ganze Sätze, Paragraphen und Zusammenfassungen; vermutlich für ein Publikum, dessen Aufmerksamkeitsspanne als unzureichend eingeschätzt wird. Man hört nicht nur die Worte, man liest sie zur gleichen Zeit – normalerweise in Großbuchstaben! Das hier ist jedoch nicht der Rahmen, um den Grundlagen des vermeintlichen Fortschritts in der Kommunikation – seinen Vor- und Nachteilen und deren zukünftigen oder bereits bestehenden Auswirkungen auf das Leseverhalten oder sogar die Verbesserung oder Verschlechterung der Lese- und Schreibfähigkeit allgemein – auf den Grund zu gehen; ganz zu schweigen von der Aufwertung der Literatur selbst. Wir können diese Fragen getrost im Aufgabenbereich von Büchermessen, Leseklubs, Literaturkonferenzen und Büchereien zurücklassen!

Mein Interesse an diesen technischen Spielereien beschränkt sich daher auf die komplizenhafte Rolle der Technologie beim Freilegen oder Unterbinden der imaginativen Kräfte; wegen dieser eher paradoxen Rolle habe ich mich auf die unentwickelten Geräte gestützt, die in das sich entwickelnde Wesen eines Kindes einfallen oder es unterstützen – eines, das Kaleidoskop, das andere, sein ungeliebter

Bruder, den ich als Eindringling betrachte, die zauberlaterne – besser bekannt als der Diaprojektor. Bei der Aufgabe, die imaginativen Kräfte nicht nur freizusetzen, sondern aktiv zu vermehren, wird die Frage, wer faktisch überlegen ist, obsolet. Ich räume bereitwillig folgende Realität ein: Mein eigenes Feld – das der Literatur, das mit Kommunikation gleichzusetzen ist – wäre ohne Technologie drastisch eingeschränkt. Online-Veröffentlichungen, zum Beispiel, sind in unserer Zeit zur Agenda geworden. Genauso das iPad und sein verwirrendes Spektrum an Verwandtschaften – iDad, iMum und was sonst noch alles! Ich werde sogar gefragt, ob unser Zeitalter das Ende des Buchs besiegelt wie wir es heute kennen. Meine Antwort lautet immer: »nicht im Geringsten«. Die technische Entwicklung stellt für uns Schriftsteller nur ein Problem dar: Wie man sicher gehen kann, sein volles Autorenhonorar für Online-Publikationen zu erhalten.

Was man aus diesen Anfängen herausziehen kann, ist, so denke ich, dass der Wettbewerb – und die Zusammenarbeit – zwischen Technologie und Geisteswissenschaften die Grundlage für meinen holistischen Begriff des kreativen Prozesses ist, der in sich selbst eine beinahe magische Tätigkeit ist, und mein Unverständnis für jeden Versuch, das proteische Wesen der beiden in seine Schranken zu weisen, hervorhebt. Trotz ihrer gegensätzlichen Rollen haben sie sich also als Grenzüberschreiter und Befreier des kreativen Unternehmens verbrüdet.

Wir müssen vorsichtig sein. Immer auf der Hut. Es gibt Menschen, die gleichzeitig die grenzenlose Anhängerschaft des Verstandes auflösen und – nur zu einem einzigen Zweck – noch viel strengere Grenzen errichten wollen. Schließlich haben einige tobende Horden, die wir trotz ihrer sie anders klassifizierenden Taten wohl als »Menschen« bezeichnen müssen, Gefallen daran gefunden, über nationale Grenzen hinweg durch Ströme von Blut zu waten und diese Grenzen zu zerschlagen, sobald sie einen kleinen Riss darin erkennen – zum Beispiel notleidende Nationen wie Somalia. Oder Syrien, Irak. Wenn der Alarm nicht früh genug losgegangen wäre, hätten sie sicherlich auch die Grenze zwischen Mali und Nigeria zerstört. Und was schlagen sie als Einheitswährung in diesem neugeformten, unbegrenzten

Gebiet vor? Kein Grund für Rätselraten – schon lange vor Ankunft wird sie angekündigt: Ihre Straßen sind gepflastert mit abgetrennten Händen und Köpfen, gesäumt von Menschen, die einen modernen Kreuzestod sterben. Demnach könnte man schon behaupten, dass sie sich – ähnlich wie Literatur oder Kunst – damit beschäftigen, die Aufspaltung des Menschen aufzuheben. Während jedoch eine Seite Grenzen niederreißen möchte, um die rückschrittlichen Enklaven mit neuen Ideen zu bestrahlen, mit neuen Sichtweisen auf die Welt, neuen Einsichten in die Geschichte, neuen Angeboten menschlicher Beziehungen – bezüglich Geschlecht, Abstammung, Glauben, Identitäten; kurz: Während Menschen auf der eine Seite versuchen, sich mit dem Individuum im Kaleidoskop der Menschheit zu identifizieren, würden diese anderen alles daran setzen, jede Verbindung zu kappen, durch die Produkte der Vorstellungskraft von Mensch zu Mensch, von Gemeinschaft zu Gemeinschaft, weitergegeben werden können. Sie würden auf die grundlegendsten Kommunikationsmittel losgehen – seien es Flugblätter, alte Manuskripte, ausführliche Wälzer, Fernsehen, Film oder Internet. Sie würden diese Medien verbieten, ihnen die Hände hinter dem Rücken zusammenbinden, die Kehle durchschneiden und den Kopf abtrennen – und all das am besten im Internet veröffentlichen; in ausgerechnet dem Medium, das aus den Fähigkeiten und Visionen anderer entstanden ist, die sie in Gottes Augen als schändlich betrachten. Sie würden – und tun es auch tatsächlich – die Stützen niederbrennen, die Informationen und den gesamten Stoff, aus dem Wissen gemacht ist, tragen und so den Versuch, die Samen der Aufklärung zu sähen, die Samen der Experimentierfreudigkeit und der Begeisterung für die Erkundung des Unbekannten – in welchem Feld auch immer und mit all den damit einhergehenden Ungewissheiten und Risiken – im Keim ersticken. Sie würden Wissen und Erkenntnisse in die engstirnige Diktatur des Primitivismus überführen, in der nur Auswendiglernen und das Hochwürgen und Wiederkäuen festgesetzter Texte erlaubt ist. Diese weite Welt, die Sie und ich erbauen und nach Gutdünken unter Einsatz unserer Fantasie umbauen könnten, ist: ein Anathema. Ja, sie nennen sie sogar Blasphemie. Für sie ist das Buch – *haram*. Verboten.

Sie verbreiten sich auf der ganzen Welt; ich glaube, dass sie in den meisten Teilen als Boko Haram bekannt sind.

Die Verfechter solcher Enklaven schlagen gegen unsere Tore und neue Grenzen entstehen – nicht einmal nur virtuelle, sondern sogar physische Grenzen. Eine davon gibt es nahe dem Norden Nigerias – der Welt bekannt als Sambisa Forest; unfreiwillig bewohnt von Schulkindern aus einer Stadt, die Chibok heißt. Und hunderten anderen, die quasi in sklavenartigen Verhältnissen leben. Diese verminte Enklave ist der Ausgangspunkt für blutrünstige Ausfälle mit dem Ziel, solche Grenzen zu erweitern und alle bücherverseuchten Enklaven auszuräuchern und anschließend zu verschlingen. Würden wir unsere Hände einfach in den Schoß legen und glauben, dass sie sich damit zufrieden geben, hinter neu eroberten Grenzen zurück zu bleiben, wären wir schuldig im Sinne der Anklage. Nein, jede Pause dient nur dem Zweck der Wiedergruppierung. Ihre Vision ist wahrhaftig grenzenlos, global und ihr Erzfeind ist die Imagination – so viel, aber nicht viel mehr können sie sagen und tun. Und daher legen sie Heiligtümer des Wissens und der Kreativität still, brennen sie nieder, löschen das Leben derer aus, die diesen hingebungsvoll dienen, und versklaven glücklose Überlebende. Beim Töten spielt das Alter für sie keine Rolle – und das ist zusammengefasst ihr einzig erkennbares Credo. Opfer und Überträger einer noch nicht diagnostizierten Krankheit des einundzwanzigsten Jahrhunderts; sie töten nicht einfach nur Kinder – sie töten die Kindheit. Sie zerschmettern das Kaleidoskop des Herzens, sogar in seiner rudimentärsten Entwicklungsstufe.

Auch diejenigen, die nicht dieselben Leiden erfahren wie die Menschen jenseits des Euphrat oder Bosphorus, sollten besser verstehen, dass die Menschheit heutzutage überall in den immerwährenden Kampf zwischen Dogma und Erkundung verstrickt ist, zwischen Verslossenheit und Offenheit, zwischen Macht und Freiheit, zwischen dem Kaleidoskop – das die wahre Zauberlaterne ist – und dem alles an sich reißenen Projektor, der vorwiegend aufgrund seines Namens magisch ist; der durch seine Darstellung verführt, aber den kollaborativen Auftrag der Fantasie – der für Schriftsteller

und Naturwissenschaftler gleichermaßen als Nistplatz gilt – unterbindet. Mit ersteren sind wir bereits vertraut, eine Spezies, die in der öffentlichen Wahrnehmung eher verschrien ist. Tatsächlich ist der Schriftsteller meist an vorderster Front; quasi die Pfeilspitze der Aufklärung. Ich bemühe mich jedoch stets daran zu erinnern, dass wir auch Komplizen außerhalb des künstlerischen Milieus, außerhalb der Geisteswissenschaften haben – daher meine Neigung zu Begriffen wie »kreative Tätigkeiten« oder ähnlichen Assoziationen. Vielleicht wegen des Wunsches, das Risiko zu teilen, muss betont werden, dass die Aufgabe der Kreativität über den Bereich der Literatur hinausgeht – weil der Kern des Fortschritts schon immer in einem Faktor lag: dem Umstürzen von Grenzen.

Das ist also die allgegenwärtige Gefahr, die von Zensoren ausgeht – am meisten von den tödlichen Zensoren, den Ungläubigen der Kreativität, den stets besessenen Anwärtern oder Aufsehern der Macht und ihren Apologeten. Ihre reaktionäre Widersprüchlichkeit kann vielleicht so erklärt werden, dass menschliche Genialität so schnell so viel hervorgebracht hat, dass die trägen Anti-Verständler – Anti-Verständler so wie in Antimaterie – der Gesellschaft sich bedroht fühlten. Deshalb betrachten sie Kreativität als einen Affront, weil sie ständig neues Terrain erschließt und daher permanent ihre Auffassung von Sicherheit (oder Unzulänglichkeit) in Frage stellt, die mit dem Heraufbeschwören von Grenzen einhergeht. Der ausschlaggebende Punkt des Entdeckens liegt darin, dass es das genaue Gegenteil von Grenzen ist. Macht liebt Grenzen. Macht manifestiert sich innerhalb von Grenzen und Macht wird immer in einer gewissen Art territorialer Abgrenzung ausgeübt. Von räumlicher Kontrolle besessen – und damit ist nicht nur der physische Raum, sondern genauso immaterieller Raum, wie beispielsweise die Imagination, gemeint – vollzieht die Macht ihre eigene Realität in der Überzeugung, dass sie den unendlichen Raum aller möglichen Entdeckungen oder Befürchtungen besitzt und dominiert. Ihre Heilsbotschaft der Stabilität ist verankert in der Manipulation eines unsichtbaren Diaprojektors, aus dem sie ihren eigenen, begrenzten Vorrat veralteter und selektiver Dias entbindet. Oft sind solche Dias nichts als Seiten und Kapitel aus

dogmatischen Texten; darunter religiöse Schriften, auf die die extremistischen, halb blinden Missionare die Totalität allen möglichen Wissens übertragen. Literatur ist der berüchtigtste Gegner der territorialen Vermessenheit von Macht.

Aber wir müssen trotzdem auf der Hut sein – denn auch Macht erhebt Anspruch auf eine Art von Magie, indem sie ein noch unerreichtes Ziel entwirft. In der profanen Welt heißt das Utopie; in der theokratischen Paradies – oder Walhalla, Nirwana und so weiter. Allen davon gilt das Hier und Jetzt lediglich als Übergangsphase – oder sogar als Hindernis auf dem Weg zum Paradies. Die Heilige Schrift und ideologische Abhandlungen überlagern die Gegenwart mit der Hoheit und Großartigkeit dieser Endstation. Sie bedienen sich sogar dem Kompetenzbereich des Kaleidoskops, indem sie die Anfälligen einer Gehirnwäsche unterziehen, so dass diese durch die verführerischen buntgläsernen Fensterscheiben hinein in eine Märchenwelt sehen. Das Ziel jedoch ist die Errichtung einer Gemeinde von privilegierten Propheten, den Auserwählten, die darauf bestehen, dass ihnen niemals widersprochen werden darf und dass sie niemand hinterfragt. Unter all diesen Entwürfen, die das profane mit dem theokratischen verbinden, liegt jedoch ein bestimmtes Verlangen, ein heiß begehrtes, rückhaltloses Ziel, das besonders die intoleranteren Anhänger verfechten: Macht. Und wem gehört diese Macht? Den Auserwählten. Aber wer hat sie auserwählt? Egal was sie behaupten, sie haben sich selbst erwählt. Selbst ernannt. Sie können als ihren Taufpaten ein übermenschliches Wesen oder das Höchste Wesen – wie auch immer sie es nennen wollen – auf jeden Fall eine unsichtbare Autorität heraufbeschwören, zu der sie angeblich ständig einen guten (mystischen) Draht haben. Unsere Antwort, die Antwort des kreativen Verstandes, muss die Folgende sein: Zieh dein Telefon raus und gib mir seine – oder ihre – Nummer. Ich will ihm – oder ihr – eine SMS schicken.

Wie kommt es, dass dieser alte Schlepper, der Schleuser von Macht – das Tabu – in der sozialen Entwicklung Fuß gefasst hat? Da es sehr oft keine rationale Erklärung für das gibt, was verboten ist – es sei denn, diejenigen, die von rechts und links reinschwätzen, geben

offen zu, dass es einfach ihr Ziel ist, jegliches Anzweifeln der Autorität im Keim zu ersticken und absoluten Gehorsam zu etablieren –, erfinden sie das Tabu: das Unmachbare und das Unsagbare. Und – den ganzen Weg zum etwaigen Äquivalent des Mittelalters der davon betroffenen Gesellschaften zurückgehend – sogar das Udenkbare! Es fällt uns heute schwer das zu glauben, aber zu der Zeit, als der kürzlich gestorbene Weltraumpionier und universelle Vorkämpfer Neil Armstrong einen »großen Schritt für die Menschheit« verkündete, gab es hingebungsvolle Neinsager, die tobten und schimpften, dass das Herumlaufen auf dem Mond nichts anderes sei, als auf heiligem Boden herum zu trampeln und dass die Welt für diese Gottlosigkeit bestraft werden würde. Wissen und Aufklärung gingen bis an die Grenzen und drohten den Aberglauben zu beerdigen – und ein solches Streben war strikt tabu. Schauen Sie sich zum Vergleich Stephen Hawkings Botschaft zu den Paralympischen Spielen 2008 an:

»Bei den Paralympischen Spielen geht es um die Veränderung unserer Sichtweise auf die Welt. Wir sind alle unterschiedlich, es gibt keinen ›ganz normalen Dutzendmenschen‹, aber wir alle haben die menschliche Seele gemein. Es ist wichtig, dass wir die Fähigkeit haben zu kreieren. Diese Kreativität kann vielerlei Form annehmen, von physischen Leistungen bis hin zu theoretischer Physik.«

Vielen aus meinem krankhaft eifersüchtigen Berufsfeld fehlt in dieser Mahnrede die Literatur – aber wir können dem Mann verzeihen, der häufig als das größte wissenschaftliche Genie dieser Zeit bezeichnet wird. Stephen Hawkings hat die Literatur wahrscheinlich irgendwo zwischen physischer Leistung und theoretischer Physik untergebracht – also gibt es wirklich keinen Grund sich zu beschweren. Wäre ich derjenige gewesen, der eine Botschaft für die Paralympischen Spiele schreibt, hätte ich die Quantenphysik vermutlich durch die Dichtung ersetzt und darüber geschwärmt, dass die Poesie sogar in der Koordination menschlicher Gliedmaßen zu entdecken ist, die gegen die natürliche Herrschaft der Gravitation aufbegehrt. Das sind

nicht mehr als berufsbedingte Rivalitäten – das eine schließt das andere nicht aus. Worin wir uns offensichtlich einig sind, ist – um Hawkings wörtlich zu zitieren – »die Veränderung unserer Sichtweise auf die Welt« und die »Fähigkeit zu kreieren«. Für die eifersüchtigen Wächter der zauberlaterne – Kleinbuchstaben – ist dieser Trieb zur Veränderung, zur Wiedererschaffung ein Tabu – ausgenommen natürlich die Veränderung entlang enger, unflexibler Pfade: Die Rahmenbedingungen für Veränderungen sind in ihren vorgeschriebenen Diafolien festgelegt – unter denen sich, um ihre eigenen Verbrechen nicht zu vergessen, unter anderem die lang anhaltende dogmatische Ideenlehre als eine ähnlich bösertige Bezugsquelle herausstellt – tödlich, lähmend und absolutistisch. Trotz seiner »wissenschaftlichen« Behauptungen hat dieser angeblich »materialistische« Kontrahent unter keinem geringeren Deckmantel als dem theokratischen gehandelt, indem er das tyrannische Hoheitsgebiet des Tabus im Bereich der Kreativität heraufbeschworen hat.

Wie eindeutig und doch treffend es die Unrast des menschlichen Verstandes zusammenfasst, dass eines der modernsten Werkzeuge der triumphalen Entdeckung des Universums einen solchen Namen bekommen hat; mit einer Wortwörtlichkeit, die paradoxerweise eine Art Erhabenheit evoziert – »Curiosity«! Ich beziehe mich auf diesen überwältigenden, gewandten, minutiösen Nachfolger der ersten maschinellen Sonde auf der Marslandschaft. Ich nehme natürlich an, dass ich nicht alleine – ja, nicht mal in einer Minderheit – bin mit meiner Begeisterung für Raketenstarts überall auf der Welt. Wenn ich damit falsch liege, möchte ich um Nachsicht für jemanden bitten, dessen erste Erfahrungen mit Science-Fiction sich in eine Realität von Weltraumexpeditionen umgewandelt haben – Jules Verne, H. G. Wells, Ray Bradbury, Asimov und andere, die ihr Spielzeugland-Kaleidoskop auf die Mysterien von Zeit und Raum ausdehnen und damit die ersten Unterlassungsurteile anfechten, die das Wissen in seinen ursprünglichen Grenzen halten wollen.

Wenn ich über das restriktive Mittel, bekannt als das Tabu, spreche, meine ich nicht das alte Tabu, das einen ökonomischen Zweck hatte; das ein Mittel war mit knappen Ressourcen sparsam umzu-

gehen – Land, Nahrung etc. – was auch immer die unentwickelte Gemeinschaft zum Überleben unbedingt brauchte. Mythologie im Dienste der Restriktion – eine paradoxe Beschäftigung der Imagination, da Mythologie, die Kunst göttliche Geschichten zu erzählen, selbst eine kreative Tätigkeit ist – dieser Zweig literarischer Gerissenheit kommt zum Vorschein, wenn Geschichten erfunden werden, die das Verzehren von diesem oder jenem Nahrungsmittel, das Abholzen eines bestimmten Baumes, das Herausrupfen des einen oder anderen Busches zur Gottlosigkeit erklären. Nein, natürlich ist es nicht dieses zum Zweck des Überlebens der Gemeinschaft erfundene Tabu, das die Welt heute dreht – eine Welt, in der für höhere Erträge und bessere Krankheitsresistenz sogar Getreide genetisch verändert wird. Wir befassen uns hier mit dem Tabu, dessen prohibitive Inspiration hauptsächlich den Verboten des jüdisch-christlichen Glaubens entspringt: *Du sollst keine anderen Götter neben mir haben*, oder noch viel gemeiner: *aber von dem Baum der Erkenntnis, davon sollst du nicht essen*. Diese biblischen Gebote waren wenigstens charmant ehrlich: Es präsentiert sich ein Gott, der unverblümt zu seinen zwei sterblichen Geschöpfen, Adam und Eva, sagt: Hört her, hier gibt es nur einen Hahn im Stall, also denkt nicht mal an Konkurrenz! Und auf ähnliche Weise erklärt das zweite *Verbot* die Intention dieser Macht, die Aufklärung an kurzer Leine zu halten. Leider wurde aus »Du sollst keine anderen Götter neben mir haben« mit der Zeit die Aufforderung »Du sollst keine anderen Bücher als Mich lesen«; und all das kreist nun um das höchste Verbot: »Du sollst keinen anderen Gedanken haben als Mich«. Was ist mit »Du sollst erschaffen« ...?!

Erschaffen? Diese Aufgabe ist vergeben! Das ist meiner Ansicht nach das entscheidende Wort. Unser Physiker, Stephen Hawking, würde mit Kerosin begossen und am lebendigen Leib verbrannt werden; noch immer an seinen magischen Rollstuhl gefesselt, aus dem durch ausgeklügelte technische Gerätschaften die Worte trotz des physischen Schmerzes, den sie verursachen, herausickseln – und so eine Inspiration und Bestätigung für andere wie für ihn darstellen. Wir brauchen Beispiele wie ihn – Athleten, Astronauten, Physiker, Genetiker, Wissenschaftler aus jedem Feld, um den Schriftsteller zu

entlasten, den Dichter, Romancier, Dramatiker, den Wahrer des verbalen Kaleidoskops, die Kreatur, die in unserer wirklichen zauberlaterne die zerbrochenen Glasscherben, das grundlegende Material, wieder zusammensetzt – das Wort – um »unsere Sichtweise auf die Welt zu ändern«, um eine neue Seinsordnung zu etablieren und an ungeahnten Orten neue Visionen zu inspirieren. Darum muss die Aufgabe des Schriftstellers in den Kontext alltäglicher menschlicher Kreativität gestellt werden – das heißt Dinge her- und umzustellen ermöglicht es uns, die in sich widersprüchlichen und sinnentleerten Anträge der Zensur, der beschränkenden Instrumentalität der Macht, bloßzustellen.

Heute hat die Technologie die Amokläufe der Exklusionspolitik geschlossener Gesellschaften reduziert; sie ist ideologische Verbote – ob profan oder theokratisch – gewaltsam angegangen. In diesen sturen Bastionen kreativen Verschlusses wird der Verstand – genau wie der Körper bei den Olympischen Spielen – mehr und mehr von den Anmaßungen anderer oder ihrer willkürlichen Lust und Laune befreit. Mit jeder neuen Erfindung stößt er weiter vor in die wirkliche Realität auf der Suche nach verborgenem Wissen. Die wahre Realität ist der moralisch überlegene Erzfeind, der über starrköpfig restriktiven Kulturen – so wie beispielsweise theokratischen Kulturen – schwebt. Insbesondere ihre fundamentalistischen Sporen, die sich auf der ganzen Welt vermehren und immer weiter ins Rampenlicht rücken, restringieren durch die brutale Zensur von Wissen und Kreativität das Fernsehprogramm, machen ein Lagerfeuer aus Radios, Videokassetten, Filmen – und am wichtigsten: Seit Menschengedenken verbrennen sie Bücher! Es war vorhersehbar: das Erste was die Taliban taten, als sie Afghanistan überrannten: die Bilder zerstören. Danach: verbannen oder verbrennen. Die Neo-Taliban, die kürzlich Nord-Mali überrollt haben, taten ihr Bestes die Taliban zu übertreffen. Die Welt erstarrte in Hilflosigkeit und hielt andächtig den Atem wegen der berühmten antiken Büchereien in Timbuktu an – nachdem die Denkmäler mit der ersten fieberhaften Angriffswelle komplett in Schutt und Asche gelegt wurden. Wir wussten, dass die unschätzbar wertvollen Manuskripte als nächstes dran waren, aber – wen inter-

essiert es heute noch ob die Feder wirklich mächtiger ist als das Schwert? Manchmal muss für das Überleben der Menschheit das Schwert gezückt werden – um die Feder zu verteidigen!

Die zauberlaterne der Kindheit öffnet die Tür zu einer Welt voll Wunder, Bannkraft und Fantasie. Wenn die Realität eingreift, entdeckt der reife Verstand, dass sich unter dem Glanz eine Welt voll Ernüchterung, Banalität und Ekel verbirgt. Aber der Verstand dreht weiterhin die röhrenförmige Vorrichtung, die mit farbenprächtigen Glasscherben gefüllt ist – obwohl diese Scherben nicht nur blenden, sondern sogar verletzen: Manche dieser Farben sind die Farben von Zorn und Blut; auch die Farbtöne, die ineinander verlaufen, sind nicht einfach die farblichen Abstufungen des Regenbogens, sondern Farben der Menschen, die auf der rauen Erde existieren und nicht – wie idyllische Wesen – frei schwebend vom Himmel herabhängen. Und bei Unvoreingenommenen übernimmt die Neugier die Führung und die Erkundung geht los. Obwohl er uns kurzzeitig verlockt und verführt, wird Misstrauen gegenüber dem steifen und starren Projektor laut, dem Stempel der Orthodoxie, dem Stempel einer aufgezwungenen und unflexiblen Realität – und dann stellt die Menschheit fragen. Hoffentlich lösen die beunruhigten Antworten eine Veränderung aus.

Aus dem Englischen übersetzt von Lukas Muesel.